

Gott hat sein Volk nicht verstoßen, sondern verstockt zugunsten anderer und um es zugleich eifersüchtig zu machen (11,11–13); er nimmt die Berufung Israels keineswegs zurück (vgl. 11,29). Israel wird vielmehr *so* gerettet, d. h. dadurch, daß es eine Vollzahl von Heiden in das neue Gottesvolk einbezieht (11,26a).

Die von Siegert verwendete Argumentationsanalyse ist eine „Hermeneutik argumentativer Texte, biblischer wie anderer“ (176). Dabei kehrt er bewußt zur Hermeneutik als einer „Kunstlehre des Verstehens“ zurück, die Gadamer zugunsten einer Philosophie der Wirkungsgeschichte aufgegeben hatte. Das Ziel der Hermeneutik ist entsprechend ein Verstehen aus historischer Synchronie.

In seinem vierten Buchabschnitt zeichnet Siegert die Argumentationsweise des Paulus auf. Dabei erhärtet sich die aus der Argumentationsanalyse gewonnene These, daß Paulus von seinen Griechisch sprechenden Hörern verstanden werden konnte, wenn sie die notwendigste Kenntnis von der alttestamentlich-biblischen Geschichte und vom urchristlichen Bekenntnis hatten. Was dem heutigen Leser fremdartig vorkommt, ist die Folge eines geänderten soziokulturellen Umfelds. Der Exegese stellt sich die Aufgabe, das Ausmaß analogen, symbolischen und finalen Denkens in den paulinischen Briefen offen zu legen, während die Hermeneutik es heutigem Denken erschließen muß.

Wenn Paulus seine Beredsamkeit abwertet, tut er das, um nicht als Autor des Evangeliums zu erscheinen, wie der Vf. im fünften Abschnitt des Buches zeigt. Die paulinische Beherrschung der Kunst der Argumentation hat große Bedeutung für Glaube und Theologie. Glaube und Verstand dürfen nicht in Berufung auf Paulus gegeneinander ausgespielt werden. Denn ein Verstehen der Glaubensinhalte setzt immer schon den Glauben voraus, hebt ihn aber nicht auf.

Mit seiner argumentationsanalytischen Untersuchung der Paulusbrieve – in Abschnitt 4 und 5 seines Buches bezieht er über Röm 9–11 hinaus alle echten Paulusbrieve mit ein – hat Siegert einen wichtigen Beitrag zum Verständnis paulinischer Theologie geleistet. Beachtung verdient seine Forderung, die Auslegung der Paulusbrieve nicht mit ihrer Wirkungsgeschichte zu vermischen. Nur so ist auch eine Kritik der eigenen kirchlichen Traditionen von der Bibel her möglich, was sicher eine wichtige Voraussetzung für das ökumenische Gespräch ist. H. Giesen

PESCH, Rudolf: *Paulus und seine Lieblingsgemeinde*. Paulus – neu gesehen. Drei Briefe an die Heiligen von Philippi. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1208. Freiburg 1985: Herder Verlag. 128 S., kt., DM 7,90.

Schon seit 400 Jahren werden immer wieder Zweifel an der Einheitlichkeit des Philipperbriefes (= Phil) angemeldet. Bischof Polykarp von Smyrna erwähnt schon in seinem Brief an die Philipper in der Mitte des 2. Jhs. mehrere Paulusbrieve an diese Gemeinde. Schließlich stellt sich die Frage, ob Paulus an seine Lieblingsgemeinde nicht mehr als einmal geschrieben habe. Diese Frage beantwortet Pesch mit Ja. Er meint, im jetzt vorliegenden Brief drei ursprüngliche Briefe entdecken zu können. Beobachtungen zu Spannungen im Text im Vergleich mit anderen Paulusbriefen, von Dopplungen und Wiederholungen wie die Berücksichtigung des antiken und paulinischen Briefformulars führen den Verfasser zu dieser Einsicht.

Zunächst stellt er eine Spannung zwischen dem Briefteil 3,2–4,3 und dem Rest des Phil fest. Während Paulus zuvor von dankbarer Freude erfüllt ist und in 3,1a mit der Wendung „im übrigen, meine Brüder“ den Briefschluß einleitet, geht er in 3,2–4,3 unvermittelt mit Irrlehrern ins Gericht. Daraus folgert Pesch, daß 3,2–4,3 Hauptbestandteil eines anderen Briefes gewesen sein müsse, der nach seiner Haftentlassung verfaßt wurde. Das bestätige, daß Paulus den Rest des Briefes aus seiner Haft in Ephesus geschrieben habe; denn nach seiner Inhaftierung in Cäsarea und Rom war er nicht mehr frei.

Die dreimalige Erwähnung der Geldspende aus Philippi führt nach Pesch zur Entdeckung des dritten Briefes, der den Empfang der Geldspende aus der Gemeinde voraussetzt (4,10–20). Die wiederholte Einleitung einer Schlußmahnung mit „im übrigen, Brüder“ (3,1; 4,8) sowie drei Schlußsignale in 4,7.9.19–20 und kleinere Beobachtungen zum Text, aber auch der Text über die Rücksendung des Epaphroditus (2,25–30) lassen nach Pesch deutlich erkennen, daß im Phil drei ursprüng-

liche Briefe enthalten sind: 1. Der Brief mit der Empfangsbestätigung für die Geldspende (4,10–20); 2. Der Brief, den Paulus aus dem Gefängnis schrieb, als er Epaphroditus zurücksandte (1,1–3,1; 4,4–7,21–23), und 3. der Kampfbrief, den Paulus nach seiner Haftentlassung und einem erneuten Besuch in Philippi geschrieben habe (3,2–4,3,89).

Nach der Rekonstruktion der Briefe erläutert Pesch die einzelnen Briefe und erklärt, warum im ersten und dritten Brief Teile ausfallen mußten, als die Briefe zu einer Briefkomposition zusammengestellt wurden.

Warum haben nun Paulusschüler die drei Briefe zu einem einzigen verschmolzen? Auch auf diese Frage gibt Pesch eine Antwort: Der „Quittungsbrief“ (4,10–20) sei als Einzelbrief zu kurz und wohl auch zu unbedeutend empfunden worden, um ihn getrennt aufzubewahren. Da Epaphroditus hier wie im zweiten Brief der Spendenüberbringer ist, habe die Verbindung der beiden Briefe nahegelegen. Der Kampfbrief sei ebenfalls relativ kurz. Vor allem die zunehmende Bedrängnis der Gemeinden durch Irrlehrer nach dem Tod des Paulus habe dazu geführt, auch dieses Schreiben in die Briefkomposition einzubringen. Diese werde dadurch zu einem Testament, das aus der Situation des dem Tod nahen Apostels seine Dringlichkeit erhalte. Der Verfasser der Komposition bediene sich bewußt oder unbewußt einer konzentrischen Darstellung des ihm vorliegenden Stoffes. Als Testament habe die Komposition eine große Nähe zu den deuteropaulinischen Briefen: Timotheus und Epaphroditus würden durch ihre Stellung in der Mitte des konzentrisch aufgebauten Schreibens zu Repräsentanten des Paulus und nach seinem Tod zu Testamentsvollstreckern. Die eindringliche Warnung vor Irrlehrern erhalte ihren Platz in einem „Gefangenschaftsbrief“ als Testament.

Pesch hat sicherlich mit großer Akribie Argumente zusammengetragen, die den uns vorliegenden Phil als eine Komposition aus ursprünglich drei Briefen plausibel machen. Seine Argumente sind jedoch nicht so stringent, daß man nicht mehr die Einheitlichkeit des Briefes vertreten könnte. Das gilt um so mehr, wenn man beachtet, daß der Phil wie die übrigen Paulusbrieve Gelegenheits-schreiben sind und meistens wegen ihrer Länge nicht in einem Zug geschrieben worden sein dürften. Während des Schreibens konnten nämlich durchaus neue Nachrichten aus der Gemeinde in Philippi oder auch aus anderen Gemeinden eintreffen, die Paulus veranlaßten, unvorbereitet einen neuen Gedanken in seinen Brief aufzunehmen. Als Gelegenheits-schreiben darf man m. E. die Paulusbrieve nicht mit denselben Maßstäben messen wie Traktate und systematische Abhandlungen. Es soll damit nicht bestritten werden, daß der Phil eine Briefkomposition sein könnte. Überzeugender wäre die Argumentation allerdings, wenn man ähnliche Kompositionsarbeiten auch bei außerneutestamentlichen Schriften feststellen könnte. Ein solcher Nachweis liegt aber meines Wissens bis heute nicht vor. H. Giesen

Glaube und Lehre

HEINZ, Gerhard: *Divinam christianae religionis originem probare*. Untersuchung zur Entstehung des fundamental-theologischen Offenbarungstraktates der katholischen Schultheologie. Reihe: Tübinger theologische Studien, Bd. 25. Mainz 1984: Matthias-Grünewald-Verlag. 304 S., kt., DM 48,-.

Daß die Fundamentaltheologie nicht nur wie der Name behauptet, sondern von der Sache her Grundlage der Theologie ist und in ihr noch einmal der Offenbarungstraktat ihr Zentrum, versteht sich von selbst. Daß in unserer theologiegeschichtlich interessierten Zeit eine Erforschung der Geschichte dieses Traktates bislang unterblieb, ist erstaunlich, erfreulich aber, daß es hier geschieht und zudem in eingehender und informativer, klar gegliederter Weise.

Der Autor geht (in seiner Habilitationsschrift, die er unter dem Tübinger Fundamentaltheologen Max Seckler gearbeitet) in strenger Analyse der maßgebenden Autoren vom 16. Jahrhundert bis in die Zeit des Vatikanum I der Entwicklung des Traktates nach, der bald nach der Mitte des 18. Jahrhunderts seine feste Gestalt fand, von wann ab er fast unbeweglich, gleichsam kanonisch blieb und so dann seine eigentliche Funktion einbüßte, gegenüber den jeweiligen Gegenpositionen die Glaubwürdigkeit des Christentums aufzuzeigen.